

5. Ziele und Aufgaben der modernen Dichtung.

1. Ziele und Aufgaben der
neueren Pädagogik

Ziele und Aufgaben der modernen Dichtung.

Der dankbarste Stoffkreis der Kunst, und zumal der Poesie, ist der Mensch; denn menschliches Schicksal, Menschen-Lust und Leid berührt uns am tiefsten, ergreift uns am gewaltigsten; das Denken, Handeln, Streben der Menschen von heut oder einst interessiert uns alle, persönliche Teilnahme beeinflusst hier das rein ästhetische Interesse, gern sehen wir in dem Leben der Tiere oder Pflanzen nur den Widerschein unseres eigenen Treibens, wie es Fabel und Märchen zeigen.

So spiegelt bei dem innigen Zusammenhange, der bei allen großen Dichtern zwischen Poesie und Leben herrscht, die Dichtung jeder Zeit- und Kulturepoche die Anschauung der letzteren vom Wesen des Menschen und der Stellung desselben im Weltganzen wieder. Die antike Poesie zeigt uns in Uebereinstimmung mit dem Glauben des Altertums den Menschen als ein den geheimnisvollen Mächten des Schicksals gleich den Göttern bedingungslos unterworfenen Wesen. Das Schicksal spielt mit ihm und lenkt auf wunderbare Weise alle menschlichen Pläne zu dem vorher bestimmten Ziele, mag der Wille des Menschen sich auch scheinbar noch soweit von demselben entfernen. Doch nicht nur nach außen hin ist der Mensch gebunden, nicht nur durch eine unsichtbare, über der Welt stehende Macht, sondern jeden seiner Schritte hemmt die Rück-

sicht auf das Ganze, dem er hier auf Erden angehört. Er ist ein Glied des Staates, den Geboten desselben unterworfen, und diese Zusammengehörigkeit, diese Beschränkung des Willen des Einzelnen ist ein Gesetz der Natur und der Götter; jede Auflehnung dagegen zieht die fürchterlichsten Folgen, die persönliche Vernichtung des Einzelwesens nach sich. In Sophokles Dramen verkörpert sich die antike Anschauung vom Wesen des Menschen am klarsten, und von ihnen ist es wieder die Oedipus-Trilogie, in welcher sie am reinsten zur Schau tritt; und wenn es gerade dort heißt: „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch,“ so ist dieser Ausspruch vielleicht ironisch, zum mindesten nur sehr bedingt zu verstehen.

Nicht aus eigenem Willen, nicht als Sklave seiner eigenen Leidenschaft wird Oedipus zum Mörder seines Vaters, zum Gemahl seiner Mutter, nicht er zieht Verbrechen und Strafen auf sein Haupt, sondern die Macht des Schicksals treibt ihn, den Willenlosen, vorwärts. Indem Antigone die Pflichten der Menschlichkeit und der Geschwisterliebe erfüllt, verletzt sie das eherner Band, welches den Einzelnen an die Gemeinschaft des Staates fettet. Schicksal und Staat sind im Altertum die Mächte, welche den menschlichen Willen beherrschen und seine soziale Stellung fast bis zur Knechtschaft einengen.

Im stärksten Gegensatz dazu steht der Geist der christlichen Poesie. Für das Christentum ist das Erdenleben nicht um seiner selbst willen da, sondern nur eine Vorbereitung auf das Jenseits. Der Mensch ist von vornherein durch den Fall Adams ein Sünder. Was er thun mag, all sein Werk ist Jammer und Fluch, er ist den finstern Mächten verfallen, nur der unerschütterliche Glaube an die Dogmen, nur die unausgesetzte Buße und Selbstkasteiung können ihn

würdig machen, in das eigentliche wahre Leben nach dem irdischen Tode einzugehen. Diese Weltanschauung tritt am klarsten zutage in Dantes „Göttliche Komödie“, dem gewaltigsten Denkmal mittelalterlicher Poesie. Hier ist das Leben ein düsterer Urwald, in dem der Mensch ein gefährvolles Leben führt. Nur der Glaube und von ihm herbeigezogen die göttliche Gnade vermag ihn aus diesen Gefahren zu retten, indem das Wunder zur beständigen That wird und die Liebe selig waltet.

Diese düstere Anschauung wird mit einem Schlage verdrängt und zerrissen durch die Renaissance. Aber nicht ausschließlich als eine Wiederbelebung der Anschauung des Altertums stellt diese sich dar: die antiken Studien sind oft nur ein äußerliches Kennzeichen dieser Epoche, der Geist der Renaissance geht seine eigenen Wege. Eine neue, selbstständige freie Anschauung vom Wesen des Menschen und seiner poetischen Darstellung bricht sich Bahn. Befreiung der Individualität vom Zwange jedes Dogma's ist die Losung. Rücksichtslos tritt die Individualität ins Leben, und die Gestalten der Poesie der Renaissance rufen sie uns mit tausend Munden zu. Wunderbarerweise tritt in der deutschen Poesie noch während des Mittelalters diese Anschauung wie eine Vorahnung der Zukunft bereits klar zutage. Nicht mit Dante's „göttlicher Komödie,“ sondern mit dem Nibelungenlied sollte man die Geschichte der Dichtung der Renaissance beginnen; denn hier folgen bereits alle Gestalten nur dem Triebe und dem Rufe ihrer eigenen Leidenschaften, ihr Wille allein bereitet ihnen ihr Schicksal. Nur dieses Erdenleben hat für sie Bedeutung und Wert. Der Teil der Renaissance gelangt zu seiner höchsten Blüte in Shakespeare. Die freie Entfaltung der geistigen Individualität, wie sie Luther lehrte und Shakespeare in seinen Gestalten verkörperte, ist eines Wesens. Die Leidenschaft treibt Othello, Koriolan, Macbeth, Lear

(6)

zu ihren Thaten und ist das Schicksal eines jeden. Sie wird verhängnisvoll für den, welchen sie bis zur Verletzung der Daseinsrechte einer anderen Persönlichkeit treibt; das Leben im Jenseits, die politischen Schranken haben wenig Einfluß auf die Entschließung der Menschen Shakespeare's, sie setzen sich über alle Dogmen hinweg, und andererseits ist es oft die eigene Schwäche, der Mangel an Kraft, die Aufgaben ihrer Individualität durchzuführen, welche den Einzelnen ins Verderben stürzen, wie Hamlet.

Renaissance und Reformation waren nur der Beginn jener Bewegung zur geistigen und politischen Befreiung des Menschen, deren notwendige Folgestufe die „Kritik der reinen Vernunft“ war. Kant befreite den Menschen völlig von jenem Zwange, der bis dahin auf sein Denken und Handeln von überirdischen Mächten ausgeübt worden war, und löste ihn aus der engen Gemeinschaft des besonderen Landes und Staates: der Mensch wurde zum Weltbürger. Kant stellte ihn als ein selbstständiges, freies Einzelwesen hin, das im Denken und Handeln nur einem Gebot zu folgen habe: der Macht des in ihm wohnenden sittlichen Bewußtseins, des Pflichtgefühls. Und Wilhelm v. Humboldt zog aus dieser Anschauung die natürliche politische Folgerung, indem er die Grenzen der Wirksamkeit des Staates so viel als möglich einschränkte und innerhalb derselben der freien Entschließung des Einzelnen weiten Spielraum ließ. Die Anschauung jener Epoche fand ihren politischen beredtesten Ausdruck in Schillers Dramen. Das ist der Unterschied zwischen den Helden Shakespeares und Schillers. Gene handeln in ihren Leidenschaften, unbewußt und naiv, von der gewaltigen Gefühlsregung fortgerissen sehen Othello, Koriolan, Julia, kaum die Grenzen, die sie überschreiten; Wallenstein aber und die Junfrau von Orleans grübeln über ihre Handlungs-

weise und fechten erst in ihrem Innern einen Kampf zwischen der Leidenschaft und dem kategorischen Imperativ aus, der ihnen die Treue gegen den Kaiser, die Enthaltung von irdischer Liebe befiehlt. Natürlich mußte diese vollständige geistige Befreiung des Einzelwesens schließlich bis zu einer äußersten Grenze führen, an der das Individuum sich für den Herrn der Welt hält, um sie nach seiner subjektiven Anschauung zuzustutzen und alles Wirkliche und Feste durch seinen Geist und seinen Willen in eine auseinanderfließende Masse aufzulösen. Das geschah durch die Philosophie Fichtes, durch die Poesie der Romantiker, vor Allem durch Heines Willen.

Aber alle diese Anschauungen sind nicht mehr die unseren. Wir kennen kein allwaltendes, unbittliches Schicksal mehr und unser Glaube an ein Leben nach dem Tode, als dem eigentlichen Zweck des Menschen, ist erschüttert. Wir wissen, daß der Wille des Menschen keineswegs frei und unbeschränkt ist, und daß kein Mensch ein ewiges Sittengesetz schon bei der Geburt in seiner Brust mit auf die Welt bringt. Wir zweifeln, ob die letzten Dinge, der Grund alles Seins, die geheimnisvolle Macht, welche so viele Dinge in dieser sichtbaren Welt schafft und geschehen läßt, jemals eine Erklärung finden werden. Und unsere Dichter haben gelernt, unter allen Umständen nur das darzustellen, was wir kennen und wissen, nur das zu sagen, was wir heute zu sagen vermögen, ohne die geheime Befürchtung, darob von unseren Kindern verlacht zu werden, sobald sie herangewachsen sind. Was der alten Zeit heiliges Symbol war, ist uns zur bloßen Allegorie geworden. Wir haben gelernt, daß die physisch mechanischen Vorgänge im Gehirn des Menschen zwar nicht die Ursachen unseres Denkens und Handelns sind, sondern daß hier noch ein unaufgeklärtes Etwas verborgen sein muß; aber

wir wissen, daß sie es stark beeinflussen, daß oft physische Störungen und Abweichungen Ursachen der tiefsten seelischen Bewegungen und Veränderungen sind, so daß es schon aus physiologischen Ursachen eine freie Selbstbestimmung für uns nicht giebt. Benedikt würde Lears Größenwahnsinn heute vielleicht einfach aus dem Bau seines Schädels erklären. Ebenso wenig sind dem Menschen moralische Empfindungen angeboren, ja nicht einmal der Reiz, recht zu handeln, liegt in der Brust des Menschen. Es giebt kein angeborenes Pflichtbewußtsein. Alle jene Anschauungen, deren zeitliche Aufeinanderfolge wir eben erwähnten, können daher für den Schilderer des Menschen nicht mehr die gedankliche Grundlage seiner Poesie sein, so sehr er bei den alten Meistern die tiefe Durchdringung der dichterischen Stoffe durch dieselben bewundert. Sie befinden sich im Widerspruch mit der heute geltenden Anschauung vom Wesen des Menschen, und die realistische Poesie muß sich daher eine neue gedankliche Grundlage suchen, die mit diesen Anschauungen im Einklang steht, wenn die Kunst nicht zu einem leeren Kinderspiel herabsinken, sondern der Stellung und den Grundsätzen treu bleiben will, die sie bisher im Leben der Völker eingenommen. Der wahre Realismus besteht eben darin, die Menschen zu schildern, so wie sie sind, oder richtiger, da es ewig geltende Wahrheiten außerhalb der Mathematik nicht giebt: wie sie jede Zeit ansieht. In diesem Sinne waren Sophokles, Dante, der Dichter der Nibelungen, Shakespeare, die größten poetisch schaffenden Geister aller Zeiten Realisten.

Welcher Art sind nun die Grundlagen unserer Anschauung vom Wesen des Menschen, so weit sie für die Fortentwicklung der Poesie inbetracht kommen? Zunächst sind wir verpflichtet, das Dasein des Menschen auf der Erde als das einzig Erkennbare, demnach

inbezug auf die Poesie als das einzig Reale zu halten. Unbewiesene und unerweisbare Dogmen, die das Gut nur eines Theils der Menschheit sind, können nicht mehr die geistigen Grundlagen poetischer Werke werden. Die moderne Poesie wie die moderne Kunst überhaupt kann den Menschen nur darstellen soweit es sich um sein Erdenwallen handelt: religiöser Fanatismus, der Drang nach der Erkenntnis des Uebersinnlichen können als menschliche Leidenschaften poetische Motive werden, aber nie der religiöse Gedanke, die übersinnliche Anschauung selbst. Noch schärfer als in der Literatur tritt dieser Grundsatz in der modernen Malerei zutage. Fritz von Uhde's rein menschliche Auffassungen der neutestamentlichen Motive, denen jede religiöse Symbolik abgestreift ist, erscheinen uns immer mehr als die einzig mögliche Darstellung dieser Stoffe in unserer Zeit, während die Behandlung religiöser Vorwürfe im alten Geiste nach Art eines Blockhorst und anderer nur noch zu einer wirksamen Kirchen- oder Betstualdekoration wird.

Der vorzüglichste Vorwurf der poetischen Darstellung sind die menschlichen Handlungen, und diese entspringen dem menschlichen Willen. Der letztere ist aber durchaus nicht vollkommen frei, wie frühere Anschauung annahm, sondern er wird durch die Naturgesetze, durch physiologische Umstände, durch ererbte und erworbene Eigenschaften beschränkt. Gar oft zwingt der Kampf um das Dasein den Einzelnen wider seine bessere Erkenntnis, die Rechte des Anderen zu verletzen und Handlungen zu begehen, die sein Verstand mißbilligt. Dieser Widerstreit zwischen dem natürlichen, unwiderstehlichen Selbsterhaltungstrieb und der Erkenntnis der Grenzen der individuellen Rechte und Pflichten, das Existenzrecht eines andern nicht zu verletzen, ist vielleicht der würdigste Gegenstand der modernen Poesie. Eine zweite Naturgewalt, in

(6)

1) Wille

Kno

o

2) Vererbung

Thesen

deren Wirken sich die ursprüngliche, nicht durch menschliche Anschauung hineingetragene Tragik der Natur noch deutlicher zeigt, ist die Vererbung. Läßt sich ein natürlicherer, ergreifenderer seelischer Konflikt denken, als der leidenschaftliche Wille zum Leben, zum Schaffen, das ideale Bestreben, zur Fortentwicklung der Menschheit und der Kultur beizutragen, und die gemeine physische Unmöglichkeit, die das reinste und höchste Streben zu Boden drückt? In den „Gespenstern“ hat Ibsen versucht, diesen Konflikt durchzuführen, aber er hat ihn nur angedeutet, seine Kraft versagte zur Durchführung desselben. Wir empfinden wohl Mitleid mit dem jungen genialen Maler, der mit allen Fasern an dem Kunstwerk, das er schaffen möchte, hängt, und den väterliche Schuld arbeitsunfähig macht und vernichtet; aber eine Menge anderer minder poetischer Motive drängen sich in den Grundgedanken und verwischen die dichterische Wirkung völlig. Andererseits führt die Erbschaft der Ahnen die Enkel trotz der individuellen Neigung vom Wege des Guten, des Kulturfortschritts abzuweichen, doch endlich an das Ziel der höchsten Entwicklung, wie es Gustav Freytag in den „Ahnen“ so bedeutsam dargestellt hat. Dieser Kampf des Menschen mit der Natur, der im Grunde aussichtslos und von Uraufgang an entschieden ist und dennoch von dem Menschen, der diesen Umstand in seiner Leidenschaft und Verblendung vergißt, mit der gewaltigsten Thatkraft beharrlich bis zum eigenen Untergang fortgesetzt wird, ist das herrlichste tragische Grundmotiv der modernen Poesie. Dasselbe, was für die griechischen Tragiker der Kampf der Menschen gegen das Schicksal war. Auch eine Fülle humoristischer Motive erblüht aus dieser neuen ästhetischen Anschauung; denn die Natur selbst ist in ihrem unbewußten Schaffen ein größerer Humorist und Satiriker als der flügste und witzigste menschliche Kombinator.

Immer deutlicher erkennen wir, daß es ein Irrtum ist, den freien Willen als eine notwendige Eigenschaft der tragischen oder komischen Poesie anzunehmen. Nur weil wir seit der Renaissance durch Jahrhunderte hindurch eine Poesie des unbeschränkten freien menschlichen Willens gehabt, sind wir an dieselbe gewöhnt und halten dieser Kunstanschauung gemäß denselben für notwendig zur poetischen Wirkung. Nichts aber kann künstlerisch, nichts kann schön sein, was den Gesetzen der Natur widerspricht. In dem Kopfe des gebildeten modernen Menschen, der sich mit einem Kunstwerk dieser Anschauung beschäftigt, tritt alsbald ein Widerstreit ein zwischen dem, was er unmittelbar vor sich sieht, und jenen anderen Erinnerungen, welche ihm sagen, daß es keinen vollkommenen freien Willen giebt. Er stutzt und zweifelt an der Wahrheit des Dargestellten und schon dadurch wird ein Teil der künstlerischen Wirkung geschwächt und der Genuß vermindert. Die geistige Grundlage der Poesie jeder Zeit muß mit der jeweiligen Weltanschauung derselben übereinstimmen. Diese Forderung ist die erste Bedingung für die Wirkung eines jeden Kunstwerkes.

Doch nicht nur nach der physiologischen Seite erscheint der Wille des Menschen gebunden, sondern auch nach der sozialen. Wie Wundt, Lippert und andere Forscher nachgewiesen haben, erscheint der Mensch nirgend und zu keiner Zeit, auch nicht in den frühesten Perioden und auch nicht in den entlegensten Gegenden der Erde, als ein freies selbstständiges Einzelwesen, sondern überall in einer, wenn auch noch so unvollkommen organisierten Gesellschaft. Wir müssen daher annehmen, daß ihm der soziale Trieb angeboren und für ihn ein Naturgesetz ist. Jede Verletzung desselben durch den Menschen erscheint als Sünde gegen die Natur, die sich früher oder später rächen muß. Von diesem Standpunkte aus zeigen sich einzelne Stoffe

(4)

Renaissance

Wundt
Lippert

der älteren Poesie und Geschichte in einem durchaus neuen Lichte. So wird uns ein Timon erst jetzt menschlich verständlich. Ein hochentwickelter Naturtrieb lebt in ihm, er steht im Banne einer Art Hypertrophie des angeborenen gesellschaftlichen Triebes. Er ist für uns nicht mehr ein bloßer Verschwender, sondern ein Mensch, der in der Befolgung der natürlichen sozialen Gesetze zu weit geht, und Mitleid erwacht für ihn in unserer Brust. Seine tragische Schuld beginnt aber erst, als er gekränkt durch die Zurückweisung in die sozialen Schranken des Einzelnen, in den Fehler des Gegenteils verfällt und einseitig jede Gemeinschaft mit der Menschheit aufheben will; an diesem doppelten Vergehen gegen das Naturgebot geht er zugrunde. Der Mensch gehört nicht sich allein, er hat nicht das Recht, für sich allein zu leben und zu streben, sondern muß den Willen zum Leben gleichzeitig auch in den Dienst der menschlichen Gesellschaft, seines Volkes stellen und zugleich für sich und für die Gesellschaft zu leben sich bemühen. Wie weit gehen nun die natürlichen sozialen Grenzen? Sind neben Gesellschaft und Nationalität auch Stand, Zunft, Familie berechtigt? Wo liegt für diese alle die Grenze? Wie weit darf das Einzelwesen der Gesellschaft gegenüber seine Individualität und ihre Interessen wahren? Welche Ansprüche hat die Gesellschaft an den Einzelnen? Hier liegen die bedeutsamsten Probleme für die moderne Poesie.

